STANISLAS MERLIN/CULTURA / CORBIS

Konfliktthema Chancengleichheit*
Japsen müssen nur die Gestrandeten

GLEICHBERECHTIGUNG

Es macht keinen Spaß

Warum die Frauenquote undemokratisch ist – und wir sie trotzdem brauchen. *Von Elke Schmitter*

„Demokratie ist schön. Macht aber viel Arbeit."
(BEINAHE KARL VALENTIN)

Versuchen Sie ein kleines Experiment: Versetzen Sie sich in die Lage eines Chinesen, der mit 19 Amerikanern in einer Konferenz sitzt. Er trägt einen Anzug, er spricht Englisch, und er weiß, wie man Kaffee trinkt. Wird er sich auf der Höhe seiner Kraft fühlen, wird er unbefangen, kreativ und konzentriert sein? Oder wird er die Gesten, das Verhalten seiner Gesprächspartner beobachten und darüber grübeln, ob er alles richtig macht? Vor allem, wenn er mit leisem Schrecken feststellt, dass er die Scherze nicht versteht, den Andeutungen nicht folgen kann, den Rhythmus von Sprechen und Schweigen nicht kennt und nicht weiß, ob man immer noch, wie er gelesen hat, gemeinsam pinkeln geht, um dort das Wesentliche zu klären. Und feststellt, dass man das, was er sagt, anders wahrnimmt als das, was die anderen sagen.

Man hört ihm mit nachsichtiger Ungeduld zu, man raschelt mit den Papieren, während er spricht, und in den Augen der anderen liest er eine Aufmerksamkeit eher zoologischer Natur. Der Chinese denkt über seine Hautfarbe nach, über sein glänzendes schwarzes Haar, über seine Stimme, die ihm selbst merkwürdig hoch in den Ohren klingt, und unwillkürlich fragt er sich, ob sein Anzug auch wirklich dem Anlass angemessen ist.

Nun wissen Sie, wie Frauen sich fühlen, wenn sie erfolgreich sind. Erfolgreich genug – wie vergleichbar beim SPIEGEL –, um in einer Ressortleiterkonferenz zu sitzen, erfolgreich genug, um dabei zu sein. Aber eben nicht: erfolgreich genug, um dazuzugehören. Es macht keinen Spaß. Vor allem aber hindert es beim Arbeiten.

Die Wissenschaft weiß längst, dass das rationale Verstehen das geringste Ergebnis einer Verständigung ist. Wenn jemand zu Ihnen spricht, sind etwa 80 Prozent Ihrer Aufmerksamkeit von der sinnlichen und sozialen Präsenz Ihres Gegenübers gefangen, etwa 13 Prozent bleiben an der Stimme hängen, und der klägliche Rest von 7 Prozent gilt dem Argument.

Wenn Sie mit dem Anderssein des Gesprächspartners beschäftigt sind – seiner sexuellen Orientierung, seinem Migrationshintergrund, seinem Geschlecht –, ist die rationale Ausbeute noch geringer. Weder Sie noch der andere können herausfinden aus dem Spiel. Aber nur für den anderen ist das ein Problem. Denn die Norm spürt immer nur, wer davon abweicht. Der Homosexuelle unter Heteros, der muslimische Kollege, der Vater auf dem Spielplatz, die Frau unter Chefs.

Die Quote ist lästig, sie nervt, sie ist undemokratisch. Die hehre Idee der Demokratie beruht ja darauf, dass wir als Freie und Gleiche miteinander umgehen, ungeachtet unserer Hautfarbe, Herkunft, Religion, unseres Vermögens und Geschlechts. Insofern ist jede Quotierung ein Rückschritt. Aber auch die Realität ist lästig, sie nervt, und sie ist undemokratisch. Der soziale Darwinismus hat eben nicht reüssiert. Trotz gleicher Ausbildung, vergleichbarem sozialem Hintergrund et cetera pp. liegt der Anteil weiblicher Führungskräfte in Deutschland bei 15,6 Prozent. Die jungen Frauen, die bei ihrem Karrierebeginn mit paternalistischem Wohlwollen betrachtet und gefördert werden, sie kommen nicht weit.

Dafür gibt es offensichtliche Ursachen: das Steuerrecht, den Mangel an Ganztagsschulen und all das andere Gedöns. Entscheidend aber ist die soziale Erfahrung, dass es für Männer unter sich einfach gemütlicher ist. Das Patriarchat hat sich für seine Nutznießer hervorragend bewährt. Vor allem ist es ihnen so selbstverständlich wie das Wasser dem Fisch. Japsen müssen nur die Gestrandeten.

Nicht erst vom Mond aus, sondern schon in Skandinavien erscheint ein Medium wie der gedruckte SPIEGEL als ein Reservat der fünfziger Jahre: 26,7 Prozent Frauen in der Textredaktion des Nachrichten-Magazins, drei stellvertretende Ressortleiterinnen; alle anderen leitenden 25 Posten sind männlich besetzt. Die Industrie mag sich Monokulturen leisten können, die Medien nicht. Es ist ihre Aufgabe, die Gegenwart zu spiegeln und zu analysieren, und über sie entscheidet sich vor allem, wie wir uns selber wahrnehmen. Was am Privaten aber politisch ist und welche Erfahrung von öffentlichem Interesse, wird nicht im Kopf, sondern am Konferenztisch entschieden.

Monokulturen sind nur dann effizient, wenn sie sich einer begrenzten Aufgabe widmen, die keinerlei Fragen aufwirft (ich denke hier an den Fußball). Bei jedem komplexen Phänomen tritt Langeweile oder Zerstörungswut auf, weil kreative Lösungen auf Überraschungen beruhen. Und überraschen kann man sich selbst nur schwer.

Je diverser eine Gruppe zusammengesetzt ist, vorausgesetzt, ihre Spielregeln sind demokratisch, umso lebendiger, also intelligenter kann sie sein. Je mehr unausgesprochene Vorgaben gelten, je mehr Einschränkungen es gibt, je homogener sie sich formiert, umso träger wird sie sich organisieren und verhalten. Sie reproduziert sich selbst, statt auf Differenz und Entwicklung zu setzen. Sie nimmt ihre Umwelt nur noch eingeschränkt wahr; sie leidet unter Realitätsverlust. Der Verfassungsschutz ist ein Beispiel für diesen Prozess, die FDP ein anderes und beinahe jede Behörde ein drittes.

So weit die schlechte Nachricht.

Die gute folgt auf dem Fuße: Der Weg ins Offene ist kurz, wenn man die Quote bemüht. Das Arbeiten, das Denken macht mehr Spaß; die Verhältnisse entspannen sich. Und man kann sich endlich anderen Dingen widmen. ◆

* Fotomontage von Stanislas Merlin.